

Nr. 53. Bromberg, den 6. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Timm hat es nicht leicht.

Der Vater ließ ihn zwar nach einer sehr ernsten völlig ergebnislos verlaufenen Unterredung nicht mehr merken, wie wenig gelegen ihm seine Wahl gekommen.

Aber mit der Mutter hatte er einen schweren Stand.

Was kümmerte es ihn?

Ein Glück war ihm zuteil geworden, wie er so groß und schön es sich nie hatte erträumen lassen.

In den Schoß gefallen war es ihm wahrhaftig nicht. Schwer hatte er es sich erkämpfen müssen. Anna Katharinas Widerstand war nicht so leicht zu brechen.

Sie konnte über sein Verhalten gegen ihren Vater nicht hinwegkommen, trug Groll gegen ihn im Herzen, ja, gegen seine ganze Familie. Dazu hing sie an ihrem Berufe, liebte ihre Kinder und das stille Matzkauer Schulhaus, vor allem aber ihre Freiheit, die aufzugeben ihr schweren Entschluß kostete. Denn wer sagte ihr, gegen was sie das alles eintauschte? Die Verbindung mit einem so angesehenen Hause wie dem der Vandekamps war ihr eine sehr gleichgültige, ja, nach den letzten Vorkommnissen eine durchaus peinliche Angelegenheit.

Aber Timms aufrichtige Reue, der sich in jeder Weise bemühte, an ihr gutzumachen, was er gegen ihren Vater versäumt, seine natürliche und männliche Art und mehr noch: seine große, alle Hindernisse leicht nehmende Liebe, von der er ihr immer wieder versicherte, daß sie die erste seines Lebens war, die hatte es ihr schließlich doch angetan.

Da fürchtete er den Kampf mit den Eltern nicht mehr.

Inzwischen war der Tag gekommen, an dem Anna Katharina ihren künftigen Schwiegereltern „vorgeführt" werden sollte, wie sie sich ausdrückte.

Sie sah ihm mit vollkommenem Gleichmut entgegen.

Sie wußte, daß man im Vandekampschen Hause einem Gott diente, der nicht ihr Gott war, daß man, lediglich weil sie arm war und nichts in die Ehe brachte, ihrem Eintritt mit einer kaum verborgenen Geringschätzung entgegensah.

Da sie von dem Werte ihrer Persönlichkeit, auch ohne Geld und Mitgift, durchdrungen war, so glaubte sie nicht, daß sie irgend etwas zu fürchten hatte oder gar vor dem reichen Vandekamp oder seiner Frau die Augen niederschlagen sollte.

Im Gegenteil, e r war es, der bei i h r im Schuldbuch stand.

Und sie wußte, daß sie mit ihm abrechnen würde, gerade so wie damals mit seinem Sohne.

Natürlich nicht jetzt und nicht gleich, sondern zu einer Zeit und Gelegenheit, die schon für sie kommen würde.

Dies Bewußtsein gab Anna Katharina eine Ruhe und Sicherheit ihres Auftretens, die ihren Eindruck nicht verfehlte, wenngleich dieser sich sehr verschieden auswirkte.

Friedrich Vandekamp gefiel das kluge Mädchen, das ihm mit der Natürlichkeit eines Selbstgefühls entgegentrat, das er an den Menschen liebte.

Auch Frau Dörthe war von der Braut, die ihr Sohn ihr an das Krankenlager führte, durchaus eingenommen. Vor allem fand die für ein so junges Mädchen erstaunliche Gewandheit und Anmut ihres Auftretens ihren Beifall.

Was sie aber an ihr auszusetzen hatte: Daß sie weder mit einer Silbe noch in ihrem ganzen Wesen das geringste von dem Glück erkennen ließ, die Braut eines so ausgezeichneten Mannes wie ihres Timm geworden und in das Haus der Vandekamps als nächste Angehörige aufgenommen zu sein.

Nur zu Ina wollte sich ein Verhältnis nicht herstellen lassen.

Die beiden waren zu verschieden, und Inas feine, aber in sich verschlossene Natur konnte keine Vereinigung mit der frisch impulsiven und alles, was sie auf dem Herzen trug, mit unverblümter Keckheit heraussprudelnden Art der jungen Lehrerin eingehen.

Die verschiedenen Aufregungen, die Frau Dörthe in der letzten Zeit hatte durchmachen müssen: die Begegnung mit der Mutter und Timms Verlobung hatten ihren Gesundheitszustand ungünstig beeinflußt, und Friedrich Vandekamps Sorge stieg.

Zeitiger als sonst kehrte er an dem Tage nach Anna Katharinas erstem Besuch aus dem Kontor zurück.

Ina empfang ihn mit den Worten:

„Es steht nicht gut mit der Mutter. Der Schwächezustand hat nach dem gestrigen Tage zugenommen. Nur einmal ließ sie mich rufen, und sofort sprach sie . . . nun, du weißt ja."

„Also hält sie wirklich daran fest? Ich nahm es gestern, als sie uns nach Anna Katharinas Fortgang die Äußerung machte, für die Eingebung eines Augenblicks, die bei einer nüchternen Betrachtung so schnell schwinden würde, wie sie gekommen war."

„Ganz und gar nicht. Sie klammert sich nur um so fester an den Gedanken."

„Du sagtest ihr . . ."

„Ich sagte ihr gar nichts. Wozu? Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt, läßt sie sich von niemand ausreden, weder von dir noch von mir."

„Jetzt ein Fest geben, wo sie todkrank oben auf ihrem Zimmer liegt, alle möglichen Menschen zu sich laden, Vorbereitungen treffen . . ."

„Die übernimmt sie allein. Den ganzen Vormittag arbeitet sie an der Speisenfolge, klingelt nach der Köchin, ihr immer neue Aufträge und Anweisungen zu geben."

„Und Timm?"

„Seinetwegen geschieht das alles doch nur. Weil er ihr Liebling ist . . . es immer gewesen ist."

Mühsam unterdrückte Bitterkeit sprach aus ihr. Ihr Leben lang hatte sie gegen den Bruder im Schatten gestanden. Es hatte das Glück ihrer Kindheit getrübt, sie in jenes kühle, fremde Verhältnis zur Mutter gebracht, das sie beide empfanden, gern wohl geändert hätten, das sich aber nicht mehr ändern ließ.

„Du kennst ihn. Er liebt die Mutter. Aber sich liebt er mehr. In der Tiefe berührt ihn das alles kaum. Er geht seinen Weg, und es ist vielleicht das Richtigste, was er tun kann."

Friedrich Vandekamp stand am Bett seiner Frau.

„Es wird wohl auch deinem Wunsche entsprechen", begann sie mit einer Stimme, die den spröden, ihrer Tochter ähnlichen Klang auch im Flüstern nicht verleugnete, „daß wir Timms Verlobung, nun, wo wir beide ihr zugestimmt haben, in unserem Hause festlich begehen. Hätte ein Mann von seiner Art und seinen Gaben auch andere Ansprüche stellen können, er ist unser Einziger, und gegen das Mädchen läßt sich schließlich nichts sagen."

„Ein großes Fest willst du geben?"

„Es hätte zugleich das Gute, daß wir unsere Bekannten, mit denen wir alle Fühlung verloren, einmal wieder um uns sammeln könnten."

„Bei einem Zustand — ich bitte dich!" erwiderte er, zu einer Entschiedenheit sich aufstachelnd, die er aus Rücksicht auf ihre Krankheit sonst zu unterdrücken sich bemühte.

„Komm mir, ich bitte dich, doch nicht immer mit denselben Einwänden!"

„Nun, so muß ich dir gestehen, daß ich für mein Teil keinen Sinn für solche Veranstaltungen habe."

Mit der ihr eigenen Frauentaktik hielt sie sich sofort an dieses Wort.

„Das verstehe ich und verarge es dir keinen Augenblick. Du hast an andere Dinge zu denken. Darum habe ich dir alles abgenommen. Hier liegt die Einladungsliste. Sie ist eben fertiggeworden. Dort", sie wies auf einen zweiten dichtbeschriebenen Bogen, „sind die Entwürfe für die Speisenfolge. Die Weine habe ich gleich eingezeichnet. Tischweine haben wir noch reichlich. Auch der Elfer Lafitte reicht zum Braten. Doch für den Fisch muß Ina einen jungen Rheinwein besorgen. Du brauchst dich um nichts zu kümmern."

„Daß du deinem schwachen Körper so viel Arbeit zumuten kannst!"

„Ich habe ja nichts anderes zu tun. Und was sollte mir größere Freude machen, als dem Jungen diesen Tag so schön wie möglich zu gestalten. Schließlich ist es auch gut, wenn Anna Katharinas Vater und ihr Bruder sehen, in welch ein Haus das Mädchen hineinheiratet."

Das ungewohnte Sprechen hatte sie angestrengt. Sie legte den Kopf in die Kissen zurück. Ihr Gesicht war bleich, trotz der Farbe, die sie täglich auflegte.

Er reichte ihr von dem Zitronenwasser.

„Für die Zigaretten wird Timm selbst sorgen. Deine schmecken ihm immer nicht."

Er schüttelte den Kopf. Wie war es möglich, daß man auf solch einem Krankenlager liegen . . . Wochen . . . Monate schon . . . und sein Herz an so kleinliche Dinge hängen konnte?

„Und nun sei so gut und rufe Pfarrer Wendland an. Er möchte, wenn ihn sein Weg einmal wieder bei uns vorbeiführt, auf einen Augenblick zu mir hinaufkommen. Ich möchte ihn bitten, an diesem Abend ein paar Worte zu den Kindern zu sprechen. Es gibt dem Fest die eigentliche Weihe."

*

Frau Sabine Wallburg-Werra hatte ihren Groll und ihre Sorgen. Sie grollte ihrer Tochter, grollte Ina und dem ganzen Hause, weil man ihr von der bevorstehenden Feier nicht die schuldige Mitteilung gemacht und sie erst gelegentlich von den Dienstboten hörte, was man hier vorbereitete, wie man ihr nie etwas sagte von dem, was in der Familie vor sich ging.

Aber die Lust, einmal wieder als Patriarchin des Hauses auf dem ihr gebührenden Ehrenplatz unter festlich gekleideten Menschen zu sitzen, gut zu essen und edle Weine zu trinken, war so stark in ihr, daß sie ihren Groll überwand.

Auch für ihre Sorge wußte sie ein Mittel.

„Worum ich dich bitten wollte", empfing sie ihren Schwiegersohn, als er auf einen Augenblick bei ihr vorsprach, „ich habe nicht das richtige Kleid für das Fest, das Frau Vandekamp in der nächsten Woche geben will. Nein, ich will kein neues. Aber das braunseidene — du weißt, ich trug es auf ihrem letzten Empfang — wenn man es ein bißchen aufarbeitet — vierzig Gulden meinte die Schneiderin. Wenn ich meinen großen Prozeß . . ."

„Gewiß, wenn du ihn gewonnen haben wirst, bekomme ich alles auf Heller und Pfennig und noch dazu mit Zinsen zurück. Ich weiß es, Sabinchen. Du brauchst dir keine Unruhe deshalb zu machen."

Er legte ihr zwei Scheine auf den Tisch. Und sie war überglücklich.

Nun ging die Schneiderin, die dem alten, für diese Feier wirklich nicht mehr möglichen „Braunseidenen" neue Form und neue Frische geben sollte, bei Frau Sabine ein und aus.

Und sie probierte mit einer Ausdauer und einem Vergnügen das völlig aufgetrennte, mit einem Heer von Stecknadeln und lose gefügten Stichen zusammengehaltene, dann wieder aufgeschlossene Kleid Tag für Tag an, fand jedesmal andere Fehler und Verbesserungsmöglichkeiten, so daß der Panzer von Langmut und Geduld, den solch eine arme Schneiderin um sich tun muß, wenn sie in die Häuser ihrer Kundinnen tritt, sich zu lockern drohte.

Endlich aber war das Werk vollendet, und Frau Sabine Wallburg-Werra stand, einen von getriebenem Silber gerahmten Spiegel in der gichtischen, doch noch ganz festen Hand, in der Mitte der kleinen Stube und ließ ihn mit kritischem, aber bald wohlgefälliger werdenden Blick über die wie völlig neu gewordene Gewandung gleiten.

Da kam Besuch. Wirklich Besuch. Seit wann war es geschehen?

Timm erschien mit seiner Braut, der Großmutter die schuldige Aufwartung zu machen.

Mit kurz gebietendem Blick ließ Sabine die Schneiderin gehen, Timm und Anna Katharina auf zwei altersschwachen, goldverbrämten Damaststühlen Platz nehmen.

Sie selbst setzte sich auf ihren Polstersessel mit der verschlissenen mattrosa Seide, begegnete den beiden mit abwartender Gemessenheit, wurde aber freundlicher, als Anna Katharina, von der für ein solches Alter erstaunlich jungen Frau entzückt, in ihrer lebhaften Art meinte, daß es einen heftigen Zusammenstoß mit ihrem Verlobten gegeben habe, als sie gehört, daß er eine solche Großmutter hat und sie nicht gleich bei ihrem ersten Besuch zu ihr geführt habe.

Da taute Frau Sabine auf, ließ ihre Hand in fast zärtlicher Dankbarkeit über die des jungen Mädchens streifen, wurde gesprächig und begann zu erzählen: von vergangenen Zeiten, als sie das schöne Werra noch hatte. Das kleine Zimmer mit seiner altersbrüchigen Einrichtung verschwand. Prunkende Säle, weite Hallen öffneten sich. Festlich gekleidete Gäste zogen in sie hinein. Musik ertönte, spielte auf zu fröhlichem Tanz.

Timm kannte ihre Erzählungen und gab sich Mühe, das immer wieder aufsteigende Gähnen zu unterdrücken.

Anna Katharina aber hörte ihnen mit fast andächtiger Aufmerksamkeit zu. Ein eigenartiger Zauber ging für sie von dieser alten Frau aus, wenn sie ihre Seele in eine Vergangenheit tauchte, die längst für sie gestorben war und nun wie lichter, lockender Traum vor ihr auferstand.

Dann gingen die beiden. Die Weiten und Höhen schwanden. Die Niedrigkeit der armseligen Stube war wieder da.

Iduna Karsten trat ein, das Mittagessen zu bringen, sah ihre ehemalige Herrin in dem neu gearbeiteten Braunseidenen, verzog die dünnen Lippen zu einem halb mitleidigen, halb höhnischen Lächeln:

„Wozu haben sich gnädige Frau das schöne Kleid machen lassen?"

Und als Frau Sabine es mit ihrer Würde nicht vereinbar fand, auf solch eine Frage zu antworten:

„Gewiß zu Herrn Timms Verlobungsfest. Ich glaube nur nicht, daß gnädige Frau dazu eingeladen werden. Wenigstens stehen gnädige Frau auf der Liste, mit der unsere Herrin mich gestern zum Abschreiben ins Kontor schickte, nicht drauf."

Fahlbleich war Frau Sabine. Wie hochaufsteigendes Wetter zuckte es über die starr gewordenen Züge.

Aber noch hielt sie sich in der Gewalt. Vor einer Angestellten durfte sie sich nicht bloßstellen.

„Geh!"

Weiter nichts. Aber mit so gebietender Stimme, daß die andere leichthin die Achseln zuckte, jedoch in derselben Sekunde die Tür hinter sich schloß.

Sie hatte ihr Mütchen an der Alten gekühlt, die „Angestellte" ihr gehörig angestrichen. Jetzt konnte sie beruhigt gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Lache, Bajazzo!

Ein „Tag der unbekannten Statisten". — Hollywood etwas verrückt. — Das Heer der vierzigtausend Überflüssigen.

Von Gustav Kern.

„Taras Bulba einsam scheint uns nicht gefährlich, doch wird er furchtbar mit einem Heer Kosaken hinter sich." Das heißt: Ein Feldherr allein gewinnt noch keine Schlachten, wenn seine Soldaten sie nicht als namenlose Helden schlagen. Diese Erkenntnis läßt sich auch auf die Erfolge so manchen Großfilms anwenden. Gewiß bezaubert uns das hinreißende Spiel der Prominenten, die gute Regie, die technisch hervorragende Aufnahme der einzelnen Szenenbilder, dennoch hängt oft viel mehr, als gemeinhin angenommen wird, von der stillen, unaufdringlichen Arbeit der Statisten ab. Was wäre heute ein schmissiger Revuefim ohne hübsche, wohlgebaute Tänzerinnen, die namenlos im Takt ihre Beine schwingen, was ein aufregender Seeräuber-Film ohne die vielen unbekannten Banditen, die da plötzlich mit affenartiger Geschwindigkeit mit Messern zwischen blitzenden Raubtierzähnen an den Wanten eines Kauffahrteischiffes hochklimmen, Banditen, die ihre Sache vorzüglich machen, die aber kein Filmprogramm namentlich anführt.

In Hollywood hat man sich kürzlich ein Herz gefaßt und einen sogenannten „Tag der unbekannten Statisten" veranstaltet, der sich eines außerordentlichen Interesses zahlreicher Filmfreunde erfreute. Da fielen für einen Tag die trennenden Schranken zwischen der Prominenz und dem Anonymus. Es konnte auf einem Faschingsrummel rheinischer oder bayerischer Güte nicht lustiger und ausgelassener zugehen als auf diesem Fest der Unbekannten. Ganz Hollywood stand nämlich Kopf. Unter Mitwirkung aller großen Sterne am amerikanischen Filmhimmel vollzog sich hier ein wenn auch nur vorübergehender Ausgleich großer sozialer Gegensätzlichkeiten, der etwas Erschütterndes für alle Beteiligten an sich hatte. Und diejenigen der großen Stars, die aus irgend einem Grunde nicht mit dabei sein konnten, ließen sich wenigstens durch ihre Doppelgänger, die „Doubles", so gut es ging, vertreten. Da sang Shirley Temple, der kleine „Sonnenschein", mit den weltberühmten Fünflingen von Dionne rührend naive Kinderliedchen. Der nicht minder berühmte Löwe der amerikanischen Wochenschauen brüllte die frohgelaunte Festversammlung an und zeigte sein furchtbares Gebiß jedem, der es aus der Nähe zu betrachten wünschte. Douglas Fairbanks erschien als Meisterdieb von Bagdad, Marlene Dietrich unterhielt sich mit der vollschlanken Mae West am „Zuckerstück" über die Frage, ob für eine junge vorwärtsstrebende Statistin und Anfängerin ein Minus oder Plus an Normalgewicht förderlich sei.

Die Veranstaltung fand einen über Erwarten großen Zuspruch. „Den Teufel merkt das Völkchen nie, selbst wenn er es am Kragen hält. An diesem Tage galt das für alle Statisten, die sich urplötzlich in den Mittelpunkt einer rauschenden Festlichkeit gerückt sahen. Sich plötzlich von den Großen der Welt umgeben, umhegt und — wenn auch nur für flüchtige Stunden — verhätschelt zu sehen — wer vertrug das von all diesen jungen und alten Stiefkindern des Glücks? Gab es nicht für sie alle bald dann einen Aschermittwoch, der an Alltagsgrau und Sorgenhaftigkeit nichts zu wünschen ließ und nach dem Glanz des ihnen zu Ehren veranstalteten Festes nur umso schmerzhafter empfunden wurde? Solange man nicht zu den „Namhaften" gehört, bleibt man unscheinbarer Soldat in Reih und Glied des großen Heeres der Komparserie. Es ist einer der buntest zusammengewürfelten Schlachthaufen, was sich hier zusammenfindet. Ruhmsucht, Abenteuerlust, oft auch Not und Verzweiflung haben es aus allen Ländern der Erde rekrutiert, dieses heute rund 40 000 Männer und Frauen zählende Heer der unbekannten Statisten, die alle davon träumen, eines Tages die große Rolle ihres Lebens zu spielen.

Warten können und die Stunde nutzen — darauf kommt es an. Es dauerte nicht länger als eine halbe Stunde, ein Volk, waschechter Russen aus diesen Statisten zusammenzutrommeln, das für den Jannings-Film „Die große Parade" urplötzlich aus der Erde gestampft werden mußte. Und einer der Namenlosen, der sich bei diesen Aufnahmen durch sein sicheres, naturgetreues Spiel vor allem Volke auszeichnete, wirkt als Polizeioffizier jetzt dort weiter, wo sein Schicksal ihn vor Jahr und Tag aus der Bahn geschleudert hatte. Es war der General Tropov, einstiger Chef der Leibwache des Zaren. Man lobte ihn, erhöhte seine Gage, aber nach den Aufnahmen versank er wieder ins Bedeutungslose des unbekannten Statisten.

Es kommt auch sonst mitunter vor, daß Statisten ihre Rollen gar zu lebensecht gestalten. So erzählt man sich noch heute in den „Studios" von Hollywood die grausliche Geschichte einer Handvoll Indianer-Statisten, die man aus irgend einem Reservat nach der Filmstadt bugsiert hatte. In einer tollen Wildwestszene hatten sie eine Trapperfamilie grausam niederzumachen. Die Generalprobe endete mit einem unerwarteten „Erfolg". Der Trapper war nicht imstande, sich vom Boden zu erheben, da ihn die Rothäute derartig bearbeitet hatten, daß er das Bewußtsein verlor. Der Hals der braven Trappersfrau — einer bekannten Filmdiva — zeigte solche Drosselungsmerkmale, daß sie die Filmgesellschaft für die ausgestandenen Schmerzen und die „Verunzierung" schadenersatzpflichtig machte. Da auch einige andere Hauptdarsteller bei diesem Handgemenge mit den „Wilden" erhebliche Verletzungen davontrugen, sah sich die Gesellschaft gezwungen, die Indianer ob ihres gar zu echten Spieles fristlos zu entlassen . . .

Während der Blütezeit des stummen Filmes war etwa die Hälfte der Hollywooder Statisten in kleinen und kleinsten Rollen beschäftigt. Der Tonfilm verwehrte aber vielen von ihnen selbst den Zugang zur Komparserie. Die meisten Aussichten haben nach wie vor die sogenannten Originale. Abschreckend häßliche Statisten beiderlei Geschlechts, rollende Fäßchen und schlotternde Gebeine, Zwerge und Riesen werden im allgemeinen öfter zu kleinen Einzelrollen herangezogen als die normalen Namenlosen, die außer ihrer guten Figur und ihrem brennenden Ehrgeiz nichts in die Waagschale zu werfen haben. Auch die Doppelgänger und -gängerinnen machen für gewöhnlich ihren Weg, solange ihr großes Vorbild noch Erfolg hat.

In Deutschland hörten wir erst kürzlich von der kleinen Carmen Lahrmann, dem „Double" der Shirley Temple. Man sah das Mädelchen auf der Schulbank und sah es in all seiner holden Kindlichkeit vor dem japanischen Botschafter Graf Mushakoji einige seiner besprochenen Schallplatten erläutern, die als „deutsche Stimme" der kleinen Filmdiva vielfach ins Ausland gehen. Man erfuhr von der unbekannten Finnin Regina Ninanhoimo, einem Bauernmädchen, das in einem nordischen Film selbsterlebtes Schicksal darstellen konnte, und freute sich über einen jungen unbekannten Hamburger Schauspieler, der gleichsam über Nacht Hauptdarsteller eines neuen Liebesfilmes wurde.

Glück muß der Statist haben. Mehr Glück als so mancher Sterbliche, wenn ihm erste Erfolge blühen sollen!

Beethoven spielt nicht . . .

Anekdote von Alfred Hein.

In meiner oberschlesischen Heimat kann es heute noch geschehen, daß ganz alte Leute vom Lande, besonders aber solche, die aus dem Ratiborer Kreis stammen oder über die Grenze aus dem Troppauer Schlesien eingewandert sind . . . daß diese guten weltfernen Menschen, wenn sie etwas von Beethoven hören, diesen für verrückt erklären. Daran ist vor allem mit seinem törichten Gerede der alte Hausmeister des Fürsten Felix Lichnowsky schuld, der auf Schloß Grätz bei Troppau seine Residenz hatte. Hierher rief der musikliebende Gönner öfters den vergötterten Meister.

Beethoven und der Hausmeister des Fürsten vertrugen sich gar nicht. Denn der damals schon beinahe taube Künstler hielt in den fürstlichen Gemächern auf Schloß Grätz, die ihm zur Verfügung standen, kaum bessere Ordnung als in seiner kleinen Wohnung auf dem Wiener Wall. Die Tische, an denen er seine Kompositionen niederschrieb, waren mit den Kleckslandkarten der im Schaffensfeuer umgegossenen Tintenfässer geziert.

Beethoven knurrte und murrte; sein Blick geisterte in die Ferne. Er hat kaum je den Hausmeister des Fürsten Lichnowsky auch nur für einen Augenblick in sein Bewußtsein aufgenommen.

Das sollte aber vom Herrn van Beethoven war nach der oberschlesischen Fama dieses: Er rannte bei Wind und Wetter, ja im tiefsten Winter ohne Hut und Mantel Stunde um Stunde, ruhelos wie von bösen Geistern verfolgt, im Schloßpark von Grätz herum. War das nicht etwas geradezu Unvorstellbares, ja Teuflisches?

Dabei hat gerade Schloß Grätz eine besondere Bedeutung gewonnen. Durch das Zeugnis vieler Zeitgenossen und aus Briefen Beethovens ist bekannt, daß er die Franzosen nicht gerade gern mochte. (Während er die Engländer sehr liebte.) Gewiß wollte er im Jahre 1802 Napoleon mit seiner dritten Sinfonie huldigen; sie sollte ursprünglich Bonapartes Namen tragen. Aber als der General sich zum Kaiser der Franzosen ernannte, war das Beethoven so zuwider, daß er das schon geschriebene Titelblatt der Sinfonie zerriß und die Tondichtung „Eroica" nannte.

Im Januar 1806 weilte Beethoven wieder in Grätz beim Fürsten Lichnowsky; denn die Franzosen saßen nach der Schlacht bei Austerlitz in Wien und diktierten den Frieden.

Eines Tages aber hieß es auch auf Schloß Grätz: „Die Franzosen kommen!" Aber Fürst Lichnowsky war keineswegs entsetzt. Vielmehr ritt er den anrückenden Truppen entgegen, um dem höchsten Offizier mit seinem Stab sein Schloß als Quartier anzubieten. Als der französische General erfuhr, daß Beethoven in Grätz weile, bat er sofort, den auch in Frankreich schon Berühmten zu bewegen, nach dem Abendessen doch dies oder jenes am Flügel zu improvisieren.

Lichnowsky versprach es, ganz den Franzosenhaß Beethovens vergessend.

Beethoven öffnete aber nicht einmal die Tür zu seinen Zimmern, als der Hausmeister klopfte, um ihn zum Fürsten zu bitten. Lichnowsky kam selbst. Klopfte . . . pochte . . . donnerte gegen die Tür. Beethoven jedoch hatte gerade seine einsamen Tage, in denen er zu keiner Stunde das Zimmer verließ, sondern sann und schrieb, schrieb und sann, dann und wann ein paar Töne auf dem Flügel anschlagend, die er wie ein leises Lispeln gerade noch vernahm. Schließlich ließ er den Fürsten doch ein. Als er aber von dem Verlangen der Franzosen hörte, schüttelte er nur den wirren Wuschelkopf; seine Augen sprühten Wut und Haß: „Niemals! Sagen Sie das den Herren! Ich spiele nicht vor denen, die meine Landsleute bei Austerlitz schlugen und mein liebes Wien verwüsten."

Der Fürst meinte, die Franzosen seien vernünftige und sehr friedliche, vornehme Leute, begeistert von seiner Musik; doch Beethoven hörte schon nicht mehr hin, sondern eilte davon und schloß sich im nächsten Zimmer ein.

Als ihn der Fürst auf das Drängen seiner Gäste nach dem Abendessen noch einmal aufsuchte, um ihn wenigstens zu einem kurzen Spiel am Flügel zu bewegen, fand man die vom Meister bewohnten Räume leer.

Und nun mußte der Hausmeister mit der ganzen Dienerschaft stundenlang den „Verrückten" im dunklen Park suchen. Schließlich beteiligten sich sogar die französischen Offiziere an den Nachforschungen.

Es war vergebens. Beethoven hatte Schloß Grätz baren Hauptes, so wie er ging und stand, nur die Notenblätter seiner neuesten Klaviersonate unter dem Arm, durch das Fenster seines zu ebener Erde gelegenen Schlafzimmers verlassen und war durch Nacht und Schnee einfach davongelaufen.

Wie er nach Wien gekommen, wird wohl ewig ein Rätsel bleiben. Drei Wochen später schrieb er dem Fürsten Lichnowsky: „Ich habe so handeln müssen."

Lustige Ecke



„Ja, wissen Sie, mein Hans soll nicht wie die anderen aussehen!"



Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

ßen	nen	düst'-	geb'n	wol-	wei-
re	gen	au-	die	seh'n	te-
und	ver-	in-	sind	ter-	ken
sor-	nicht	neu-	ü-	der	ge-
	du	wol-	und	ein	
könn-	licht	ber	es	ken	tag
den	nur	test	hat	mel	ge-
prom-	te	ot-	ken-	nichts	sä-
du	wol-	ber	hest	sicht	him-
heu-	to	haft	als	steh'n	du

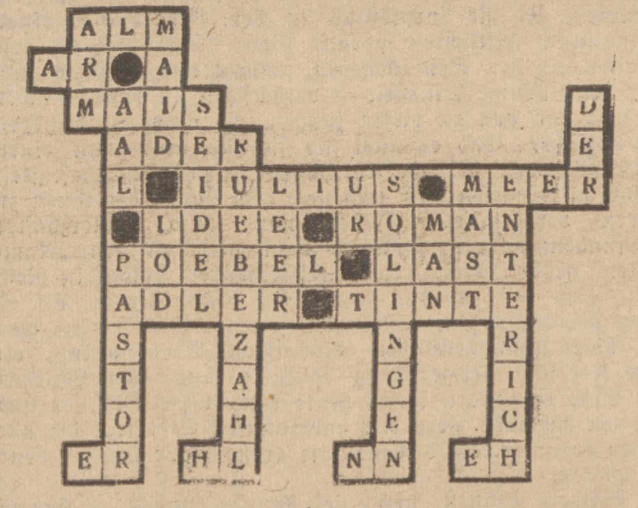
*

Diamant-Rätsel.

a
a a a
d e e e e
e g g h t i l
l m m r r
s u w
z

Die Buchstaben obiger Abbildung sind so anzuordnen, daß die waagerechten Reihen bezeichnen: 1) Konsonanten, 2) Luftförmiger Körper, 3) Werkzeug, 4) Kunst, 5) Weiblichen Vornamen, 6) Gabe des Sommers, 7) Vokal. Bei richtiger Lösung nennt die mittelste senkrechte Reihe ebenfalls die unter vier erwähnte Kunst.

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 47.



*

„Zwei deutsche Männer": Schill, er, Schiller.

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.